Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 23 (1981)

Artikel: Juli 1940 : meine Ausweisung aus Deutschland

Autor: Caratsch, Reto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-555558

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum Gedenken an einen bedeutenden Journalisten

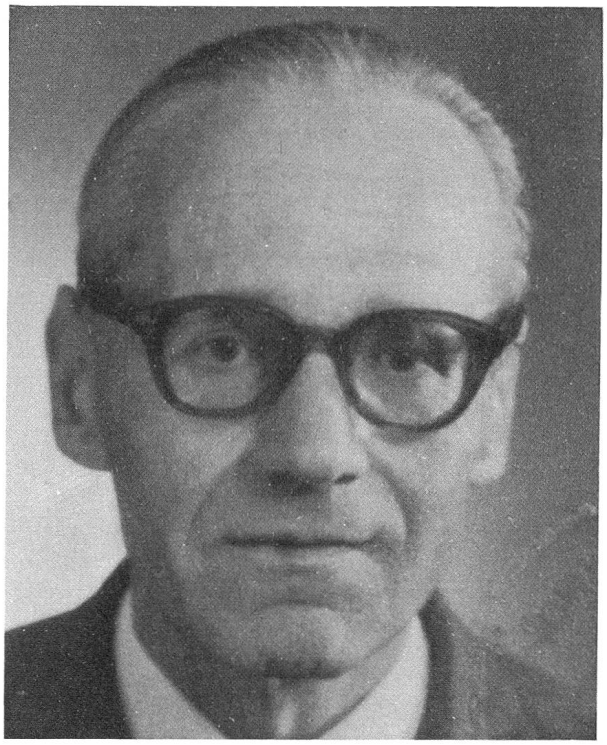
Juli 1940: Meine Ausweisung aus Deutschland

Aufzeichnungen von Reto Caratsch slg.

Redaktionelle Vorbemerkung

Der Verfasser des vorliegenden Beitrages, Dr. iur. Reto Caratsch, geboren am 6. Mai 1901, gestorben am 20. Oktober 1978, ist uns Bündnern und der Redaktion des vorliegenden Periodikums, dessen früher Mitarbeiter er war, in lebendiger und dankbarer Erinnerung. Obwohl er mit jeder Faser seines Herzens Engadiner war, entzog ihn ein frühes Schicksal seiner engeren Heimat. Er verlebte seine Primar- und Mittelschuljahre in Chur und absolvierte anschliessend seine Universitätsstudien in Genf, in Rom, in Berlin und in Zürich. Romanisch, Französisch, Italienisch und Deutsch, das bildete das Spektrum seiner sprachlichen Fähigkeiten und geistigen Interessen. Seine ausserordentliche Sprachbegabung war ihm Mittel, um die in ihm stets wache Sehnsucht nach fremden Horizonten zu stillen. Sein ganzes Leben hindurch blieb er ein Sucher, und nichts charakterisierte ihn so sehr wie seine stete Sprungbereitschaft nach dem Neuen. Er war ein Seismograph, aufnahmebereit für alle Regungen, die in der geistigen und politischen Welt für ihn sichtbar wurden, und unendlich begierig alles zu erforschen und zu verarbeiten, – cupidus rerum novarum, wie der Lateiner sagt. Diese Neigungen und Fähigkeiten führten ihn auf die Pfade des Journalismus. Sofort nach Vollendung seines Studiums trat er der Inlandredaktion der «Neuen Zürcher Zeitung» bei, um indessen schon binnen zweier Jahre, nach dem Abverdienen seiner journalistischen Sporen, den Posten eines Bundeshausredaktors in Bern zu versehen. Die politischen Fragen in der Eidgenossenschaft der gährenden Nachkriegszeit interessierten ihn ungemein. Caratsch wurde ihnen ein aufmerksamer Deuter und Interpret. Doch beherrschte ihn kein enges, bezopftes Denken. Er war liberal im weitesten Sinn und damit allen politischen Strömungen, die sich ihm offenbarten, ein objektiver Kritiker.

In seine eigentliche Verantwortung und Lebensberufung trat Caratsch jedoch im Jahre 1932, als ihm der wichtige Posten des Korrespondenten der «NZZ» in Berlin anvertraut wurde. Die Weimarer Republik war zu dieser Zeit in Auflösung begriffen, und Caratsch wurde damit Zeuge einer düsteren Entwicklung. Millionenheere von Arbeitslosen befanden sich in den Fängen von Links- und Rechtsextremisten, die sich bürgerkriegsähnliche Schlachten lieferten. Das politische System sah diesen Vorgängen fast tatenlos zu, eingeschüchtert von Hitler und dessen Machtapparat. Dann folgten dessen Berufung als Kanzler durch Hindenburg, die illegale Machtergreifung durch die Nazi, der Reichstagsbrand, die Konzentrationslager, der Beginn der Judenverfolgung, die Liquidierung der Widersacher im eigenen Lager, die Entfaltung der braunen Macht, die sich glanzvoll gab und von Anfang an dem Krieg zustrebte, es folgten der Austritt aus dem Völkerbund, darnach rasch die Rheinlandbesetzung, die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und dann Schlag auf Schlag die machtgierigen Anschläge gegen aussen hin, der Anschluss Österreichs, die Knechtung der Tschechoslowakei, der Pakt mit Russland als Vorbereitung für den Überfall auf Polen. Sieben hektische und schreckliche Jahre, deren Zeuge Reto Caratsch auf seinem Posten in Berlin war und hierüber pausenlos seinem Blatt berichtete. Mit welcher Perfektion, sachlichen Zuverlässigkeit und



sprachlichen Meisterschaft er dies tat, ist den einstigen Lesern dieser Berichte noch heute gegenwärtig. Zweifellos stand Caratsch im ersten Rang der damaligen Berliner Auslandjournalisten. Er verfügte aus den Reihen der heimlichen Widersacher Hitlers über zahlreiche Informationsquellen, ohne sich deswegen eine Blösse zu geben. Eine dankbare, stille Anhängerschaft im geknechteten Deutschland, die seine Objektivität und geistige Redlichkeit kannte, verlieh ihm Schutz und Schirm, auch nachdem die enragierten Nazi in der Führerschicht ihm schon lange übel gesinnt waren. Wenige Monate nach Kriegsausbruch waren seine Berliner Tage dann gezählt. Er erhielt plötzlich die Anweisung, unter Straffolge binnen 24 Stunden das Reichsgebiet zu verlassen.

Der nachfolgende Bericht aus seiner Feder, von ihm verfasst in jenen Tagen, zeichnet die Umstände der gegen ihn ergriffenen Massnahme nach erfolgter Rückkehr in die Heimat auf. Seine Darstellung war nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern bildete gewissermassen ein tagebuchhaftes Festhalten einer Fülle von Geschehnissen und Eindrükken. Unser Periodikum darf zum ersten Mal diese seine Schilderungen der Öffentlichkeit zugänglich machen. Bei allem Schmerz um den Heimgegangenen erfüllt uns dies mit Stolz und Freude. Denn die Schilderungen Reto Caratschs bilden ein Dokument und eine zeitgeschichtliche Quelle seltener Art. Wer seine Ausführungen aufmerksam liest, erfährt überdies, mit welchem Spürsinn Caratsch ausgestattet war, dem er vermutlich seine Entfernung aus dem Kriegsdeutschland verdankte. Als einer der wenigen schloss er aus bestimmten Feststellungen schon in der ersten Hälfte des Jahres 1940 auf eine mögliche kommende Konfrontation Nazideutschlands mit Russland, zu einer Zeit also, da beide Machtblöcke noch ihre Verbundenheit und politische Schicksalsgemeinschaft eifrig und lautstark bekundeten. Dass eine solch gefährliche Spürnase so rasch wie möglich aus Berlin entfernt werden musste, war verständlich.

Die weitere berufliche Betätigung Caratschs in der Heimat verlief zunächst unter schwierigen Umständen. Im Verwaltungsrat seines Blattes stand er einer dominierenden Strömung gegenüber, die seine fristlose Entfernung befürwortete. Mit Mühe rettete ihm das tapfere Einstehen seiner Kollegen seinen Posten. Nach einer Übergangsperiode musste er sich jedoch mit der wenig attraktiven Charge eines zweiten Bundeshausberichterstatters bescheiden. Als ihm deshalb bald darnach die Möglichkeit winkte, in die Auslandredaktion der «Basler Nationalzeitung» einzutreten, zog er dies dem eher engen Dasein eines Berner Korrespondenten vor. Doch stützte er sich bei seinem Wegzug nach Basel auf die Zusage seiner Zürcher Freunde, ihm nach Kriegsende den Posten eines Pariser Korrespondenten der «NZZ» zu überlassen. So kam es denn auch. Seit April 1947 wirkte Reto Caratsch als Berichterstatter der «NZZ» in der glanzvollen französischen Metropole, die, wenn sie auch kriegsversehrt war, von Leidenschaften und politischem Leben pulsierte und von Dynamik knisterte. Während 17 Jahren, bis zu seiner gesundheitsbedingten vorzeitigen Pensionierung 1964, stand er auf seinem Posten und verhalf seinem Blatt durch seine meisterlichen Berichte nicht unwesentlich zu seinem heutigen Glanz eines Weltblattes.

Doch auch in seinem Ruhestand zog sich Reto Caratsch nicht ins politische Niemandsland zurück, sondern widmete seine Dienste weiterhin der Öffentlichkeit. Insbesondere gehörte er einer Verfassungskommission an, die sich der Beseitigung der konfessionellen Ausnahmebestimmungen widmete und hier wertvolle Vorarbeiten traf. Es war für seine liberale, weltoffene Haltung kennzeichnend, dass er zum Schrittmacher einer konfessionellen Befriedung werden durfte. Mitten in diesem seinem Einsatz erlitt Caratsch einen Unfall, dessen Folgen seine weitere Wirksamkeit beeinträchtigten und ihm nach Jahren des Leidens die Feder entzogen. Die Gegenwart gedenkt seiner in Ehren und Dankbarkeit.
P. M.

Noch gut erinnere ich mich an die Weihnachtsfeier, die das Propaganda-Ministerium Mitte Dezember 1939 freundlicherweise für die ausländischen Journalisten, die Presse-Attachés und einen Schwarm von weiteren Gästen veranstaltet hatte. Ich sehe sie noch, die Schar der kleinen, weiss und rosa gewandeten Weihnachtsengel, in militärischer Ordnung in Reih' und Glied aufgestellt, wie sie, etwas fröstelnd in ihren Vistra-Hemdchen, etwas verschüchtert von der Bühne herab auf das Meer von Smokings blickten, das im «Haus der Flieger» den runden Festsaal (den früheren Sitzungssaal des preussischen Landtags, aus dem die Architekten des Dritten Reiches einen kalten und majestätischen Repräsentationsraum mit Marmorboden gemacht haben) füllte. Der Engelschor sang nationalsozialistische Hymnen, und dann hielt Staatssekretär Dr. Dietrich eine Begrüssungsansprache, die in einer Anklage gegen die englische Politik gipfelte. Auch etwas Erheiterndes hatte man sich ausgedacht. Ein Weihnachtsmann (zwischen der Kapuze und dem weissen Bart war das Gesicht eines Ministerialbeamten zu erkennen) humpelte durch den Saal, ein gutes Dutzend unter den fast 200 ausländischen Korrespondenten mit Geschenken auszeichnend, von denen jedes eine besondere Anspielung enthielt. Auch mir galt seine Aufmerksamkeit. Aus dem Sack kramte er einen mit übertrieben langer Spitze versehenen Tintenstift hervor, an dem ein Zettel mit einem Sprüchlein hing, das er gleich mit dröhnender Bassstimme ausrief:

«Der Bleistift ist des Schreibers Waffe,
drum sei er scharf und spitz.

Wer ihn nicht kann gebrauchen,
hat kein' gesunden Witz.»

Das war gerade eine Periode, wo man Wert darauf legte, sich leger und verständnisvoll zu zeigen. Obwohl mitten im Kriege, gab es damals so eine Art Flitterwochen zwischen den Presseinstanzen und den Auslandsjournalisten. Es war, ach, nicht immer so glatt gegangen. Würde ich Memoiren schreiben, so müsste ich im ersten Kapitel die Gestalt des fürchterlichen Generalkonsuls Crull vorführen, einstmals Referent über die Schweiz bei der Presseabteilung des Auswärtigen Amts, der im März 1933, als Nicht-Pg. um seine Stelle zitternd, schwitzend vor Aufregung, mir nachsprang wie ein Berserker und Szenen machte, weil ich nicht deutlich genug betont haben sollte, dass unzweifelhaft die Kommunisten und niemand anders den Reichstag angesteckt hätte. Ein späteres Kapitel wäre der Aera Dietrich zu widmen, als die Auslandspresse-Abteilung des Propaganda-Ministeriums zu einem gewaltigen Apparat anschwoll, der sich mit gutgekleideten und wohlerzogenen jüngeren Männern füllte, die den Auftrag hatten, die Auslandsjournalisten durch Einladungen und mannigfache Gefälligkeiten in eine günstige Gemütsstimmung zu versetzen. Hier wären auch die von Zeit zu Zeit, in Abständen von drei bis vier Monaten, erfolgenden Vorladungen meiner Person zu erwähnen, die mehr oder weniger sanften Versuche, den Unverbesserlichen auf den Pfad des Wohlverhaltens zurückzuführen. Schliesslich bliebe ein Hinweis auf die Initiative des «Signal» übrig, der in vielen hunderttausenden Exemplaren und in 12 Sprachen erscheinenden illustrierten Zeitschrift des Deutschen Verlags (des ehemaligen Ullstein-Verlags, der jetzt seinem Wesen nach ein Staatsunternehmen ist), die in einer ihrer Juli-Nummern 1940 mein Bild veröffentlichen wollte und mich so lange bedrängte, bis ich nachgab und einen Redakteur und einen Photographen des Blattes empfing. Man photographierte mich in allen möglichen Posen, telefonierend, stehend, am Schreibtisch über Manuskripte brütend, und man hatte schon einen schmeichelhaften Begleittext über den «bedeutenden Auslandjournalisten» fertig . . .

Heute, Dienstag, den 2. Juli 1940, bin ich aus Deutschland ausgewiesen worden. 24 Stunden Frist bleiben mir, um das Reichsgebiet zu verlassen – im Widerhandlungsfalle werde ich «mit Gefängnis und mit Geldstrafe oder mit einer dieser Strafen bestraft». Was sich jetzt abspielt, schreibe ich für meinen persönlichen Gebrauch auf, nicht etwa als Feuilleton, sondern als Tatsachenschilderung und soweit wie möglich der Genauigkeit einer photographischen Platte angenähert.

Gegen 10 Uhr vormittags klingelt bei mir das Telephon: Dr. Maurach, Leiter der Europa-Gruppe in der Ausland-Abteilung des Propaganda-Ministeriums. Ich habe mich schon öfters mit ihm unterhalten und den Eindruck eines kultivierten Beamten von stets gleichbleibender Liebenswürdigkeit erhalten. Er entstammt der deutschen Minderheit in der Krim, wo seine Familie durch den bolschewistischen Umsturz ruiniert und vertrieben wurde. Es ist verständlich, dass der lange Zeit von den Nazi gepredigte Kreuzzug gegen die Soviets ganz besonders ansprechend auf ihn gewirkt hat. Heute tönt seine Stimme seltsam gezwungen. Ich werde ersucht, mich um 11 Uhr vormittags bei ihm einzufinden. Wir einigen uns auf 12 Uhr, da ich um 11 Uhr schon vergeben bin. «Es handelt sich nämlich um Ihren letzten Bericht», fügt er düster hinzu. «Eigentlich hätte ich Sie schon letzte Nacht anrufen müssen». (Nett von ihm, denke ich bei mir, dass er mich nicht in der Nacht gestört hat.) Aber was meint er nur mit meinem letzten Bericht? Da habe ich doch ganz brav zwei deutsche Militärschriftsteller zu Worte kommen lassen, die die gewaltige Überlegenheit Deutschlands im bevorstehenden Endkampf gegen England schilderten. Aha, das Weissbuch! Nach genauem Studium dieser Publikation habe ich im vorletzten Bericht den Beweis der Behauptung, dass Deutschland aus purer Notwehr in Belgien und Holland eingefallen sei, um dem drohenden «Einbruch in das Ruhrgebiet» zuvorzukommen, keineswegs als erbracht anerkannt. «Schön» sage ich in den Apparat hinein, «wir sprechen dann darüber.»

Um 11 Uhr stehe ich, einer Verabredung vom Vortag entsprechend, im Büro des schweizeri-

schen Gesandten. Ich lege ihm ein Exemplar der Zirkulare vor, mit denen eine Clique von frontistisch eingestellten Schweizern unter Führung eines gewissen O. A. Lienhard in Ludwigsburg bei Stuttgart unsere Landsleute in Deutschland zu überschwemmen beginnt. Es ist ein Dokument des Landesverrats in optima forma. Sie künden den Zusammenbruch unserer hergebrachten politischen Ordnung an, beschuldigen den Bundesrat, Neutralitätsverletzungen zum Nachteile Deutschlands zu dulden, machen sich anheischig, als «Erneuerungsbewegung» die «Macht in der Schweiz zu übernehmen» und fordern vorerst zur Sprengung des Auslandschweizerwerks der Neuen helvetischen Gesellschaft auf, um einen ganz offensichtlich revolutionären «Bund der Schweizer im Ausland» an seine Stelle zu setzen. Frölicher, der von diesem Zirkular noch keine Kenntnis hat, schiebt es mir ungelesen wieder zu. Nein, er brauche es auch nicht bei sich zu behalten, der Sache solle überhaupt keine Bedeutung beigemessen werden.

Dann geht er auf sein Lieblingsthema über: Die Schweiz müsse aus den deutschen Siegen und Erfolgen eine Lehre ziehen, einen Umschwung ihrer Politik herbeiführen. – Ob er damit meine, dass wir uns eine strenge Zurückhaltung in den Meinungsäusserungen auferlegen, keinen Anstoss erregen, die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland enger gestalten? – Nein, das alles genüge nicht, wir müssten «eine deutschfreundliche, eine prodeutsche Politik» befolgen. Die Schweiz habe kein Recht, andern gewaltsame Eroberungen vorzuwerfen, sie sei selbst zum grossen Teil durch Gewalt entstanden, das Bernbiet z. B. sei ein Produkt von Eroberungen, und der Tessin sei auch nur durch Unterjochung zur Eidgenossenschaft gekommen.

Zum Schluss legt er mir nahe, Deutschland zu verlassen, da ich mich hier doch nicht wohl fühlen könne. Ob ich keine Unannehmlichkeiten mit den deutschen Behörden hätte? – «Nein», sage ich aufrichtig, «seit ein paar Monaten hat es überhaupt keine Reklamationen gegeben. Für heute mittag bin ich allerdings ins Promi gerufen, aber ich weiss noch nicht, was die von mir wollen». – «So so, hm hm». (Warum tut er nur so geheimnisvoll? Von seiner müden und gleichgültigen Miene lässt sich nichts Bestimmtes ablesen.)

*

12 Uhr mittags bei Dr. Maurach. «Es ist kurz, was ich zu sagen habe», erklärt er mit tonloser Stimme, kaum dass ich Platz genommen habe. «Innerhalb von 24 Stunden haben Sie das Reichsgebiet zu verlassen.» Daraufhin murmelt er etwas, das ich ungefähr wie «Vergiftung der deutsch-russischen Beziehungen» verstehe.

Ich zögere eine knappe Sekunde, weil ich auf diese Motivierung nicht gefasst war. Dann: «Ich nehme davon Kenntnis und erhebe keine Einwendungen gegen die Ausweisung. Darf ich fragen, wann die 24stündige Frist zu laufen beginnt?» «Jetzt, in diesem Augenblick.» – «Dann mache ich Sie darauf aufmerksam, dass die Sache technisch undurchführbar ist. Der Flugverkehr nach der Schweiz ist eingestellt. Der Schnellzug nach München fährt meines Wissens abends 8 Uhr hier ab, und mit den schnellsten Verbindungen könnte ich am folgenden Tage gegen 2 Uhr nachmittags bei Bregenz die Grenze überschreite.» – «Sprechen Sie darüber mit Prof. Bömer.» (Armer Maurach, denke ich im stillen, was bist Du, das Opfer der Roten, der Emigrant aus dem Soviet-Paradies, in eine schiefe Lage gekommen!)

Bömer ist der Leiter der Auslandpresse im Promi, Spezialist für Zeitungswissenschaft (um 1935 hatte er einen Lehrstuhl an der Universität Berlin), ein grosser Pfiffikus und temperamentvoller Gesprächspartner, von Natur aus grosszügig, liebt er es, diesen Zug durch die Nonchalance in allen seinen Gesten noch zu unterstreichen. Geht die Behandlung der Auslandjournalisten in Deutschland nach der Maxime «Zukkerbrot und Peitsche» vor sich, so ist Bömer der Chef des Zuckerbrotressorts. Er ist unerschöpflich in der Entwerfung von Reiseplänen, Filmvorführungen, Empfängen und lädt jeden Tag jemand zum Essen ein. Heute muss ich, ohne es zu merken, ein ziemlich vergnügtes Gesicht gemacht haben, denn schon von weitem ruft er mir lachend zu: «Wir haben Ihnen sicher einen grossen Gefallen getan. Das haben Sie doch ge-

wollt!» Er verbreitet sich über meinen Fall. Was mir im Gedächtnis bleibt, ist ungefähr folgendes: «Wir hatten Sie eigentlich alle gern, aber sehen Sie, der Journalismus, wie Sie ihn auffassen, lässt sich heute nicht mehr halten. Wir führen Krieg, und Sie machen unser letztes Weissbuch herunter. Glauben Sie, dass die Engländer im umgekehrten Fall sich derartiges von den Korrespondenten in London gefallen lassen würden? Hier in Deutschland wären wir mit der Presse, wo jeder sagen und schreiben darf, was ihm einfällt, nicht dorthin gekommen, wo wir jetzt stehen. Niemals hätten wir in Österreich einmarschieren können, wenn die Bedenken und Befürchtungen, die es weit und breit gab, auch noch eine Resonanz durch die Zeitungen gefunden hätten.»

Auf meine Einwendung, dass ich mich nicht als Instrument der deutschen Kriegsführung und Expansion auffasse und nach schweizerischen Massstäben messe, entgegnet er: «Auch die Schweiz wird und muss Konzessionen machen. Auch dort ist es mit der sogenannten Pressefreiheit vorbei. In 14 Tagen, das weiss man schon, werden Sie die Vorzensur haben.» Etwas später äussert er sich mit Verachtung über einige Genferblätter, die, wie er behauptet, seit dem Fall von Paris geschwenkt seien und jetzt «Frankreich mit Schmutz» bewerfen. Inzwischen tritt, angetan mit einer weissen Phantasie-Uniform, der Stellvertreter Dr. Dietrichs ein, Ministerialdirektor Stephan, ein superkluger, geschmeidiger und ewig lächelnder Funktionär, von dem man nicht genau weiss, ob er nicht jeden Morgen seine Bewegungen vor dem Spiegel einstudiert. Wie immer kommt er mit besonderer Artigkeit auf mich zu. Er ist neugierig darauf, «wen die Züricher jetzt nach Berlin schikken wird», worauf ich mein Nichtwissen mit der überzeugenden Begründung erkläre, dass das Blatt vorerst nicht einmal von meiner Ausweisung Kenntnis hat.

Die ganze Unterhaltung, die eigentlich den Zweck hatte, eine Verlängerung der Ausweisungsfrist um eine Woche zu erwirken, damit ich – zurzeit allein in Berlin wohnend – meine Angelegenheiten ordnen kann, verläuft im Sande. Ich werde an Amtsrat Giese verwiesen. Dieser ist sozusagen der Feldweibel des Ministeriums, ein Glatzkopf, der auf einem mächtigen Körperbau thront, ein dankbares Objekt für Karikaturenzeichner, in Hemdsärmeln arbeitend, ungezählte Telefongespräche führend und ebenso ungezählt Besucher empfangend, dabei immer in aufgeräumter Stimmung und die Gutmütigkeit selbst. Bei der Besprechung meines Falles kratzt er sich bedächtig hinter dem Ohr. Allmählich dämmert es mir auf, dass eine Komplikation im Hintergrund lauert. Im Laufe der letzten 7½ Jahre sind über hundert ausländische Journalisten zwangweise aus Deutschland entfernt worden, teils durch direkte Ausweisung (unter ihnen drei Schweizer, mich selbst nicht mitgerechnet), teils durch Entziehung der Niederlassung, teils durch andere Mittel (dem Amerikaner Mowrer z. B. war mitgeteilt worden, dass die Polizei von einem bestimmten Datum an nicht mehr in der Lage sein werde, ihn vor den aus der Volksmasse kommenden Äusserungen der Empörung zu schützen). Der italienische Journalist Mario da Silva ist im Jahre 1934 wegen eines humoristischen Artikels «Addio le foreste» mit Glossen zu dem damals erlassenen Verbot, in den Wäldern zu rauchen, ausgewiesen worden. Stets war es aber die Regel gewesen, den Opfern dieser Massnahmen Zeit zum Umzug und zur Erledigung der vielen Formalitäten zu geben, die mit der deutschen Devisengesetzgebung verbunden sind.

Das Gravierende meines Falles liegt darin, dass ich einen besonders empfindlichen – und dazu noch einen von Tag zu Tag empfindlicher werdenden – Punkt angerührt hatte, die deutsch-sowjetrussischen Beziehungen. Ich bin überzeugt, dass meine Darstellung, wonach erstens das rasche Tempo des russischen Vormarsches in Rumänien und besonders die Besetzung der nördlichen Bukowina nicht recht in das deutsche Konzept passt, und zweitens die Neuaufrollung der osteuropäischen Fragen durch Deutschland, sei es auch auf kriegerischem Wege, sobald es einmal die Hände frei hat, auf einem andern Blatt steht – dass dieser ganze Ausblick nicht so stark Anstoss erregt hätte, wenn er nicht den Nagel auf den Kopf treffen würde. Das Geheimnis der Erfolge Hitlers beruht dar-

auf, dass er seine Gegner einzeln und einen nach dem andern zur Strecke bringt und den Moment auswählt, der ihm konveniert. So war es in der Innern Politik des Dritten Reichs: Zuerst die Kommunisten, dann die Sozialdemokraten, dann die kleineren bürgerlichen Parteien, dann das Zentrum, zuletzt seine guten Freunde, die Deutschnationalen. Genau so in der Aussenpolitik: Zuerst Österreich, dann die Tschechoslowakei, dann Polen, dann Norwegen, dann Frankreich, dann (wenn möglich) England – der Vorrat ist noch nicht erschöpft. Beobachter, die hinter die Kulissen schauen, sind aber unerwünscht. Die schafft man sich lieber vom Halse.

Als anlässlich der Rheinlandbesetzung im März 1936 mein Blatt die Ansicht ausgesprochen hatte, dass Deutschland im Westen einen starken Befestigungsgürtel plane, um Frankreich in Schach zu halten und mehr Bewegungsfreiheit gegenüber Österreich zu gewinnen, da erhob sich im deutschen Blätterwald ein erregter Protest gegen diese «Lügen und Verleumdungen». Warten wir auch diesmal ein, zwei Jahre ab, und vergleichen wir dann einmal.

*

Um 4 Uhr nachmittags setzen die deutschen Radiosender die Nachricht von meiner Ausweisung in die Welt. Gleichzeitig beginnen die Bemühungen einiger mir wohlgesinnter, um mir eine angemessene Abzugsfrist (etwas anderes verlange ich gar nicht) zu verschaffen. Der Italiener Senatra, der Amerikaner Lochner intervenieren. Die Finnländerin Ada Norna bemüht sich, den Verein der ausländischen Presse, der leider nur noch ein Wrack ist, in Bewegung zu setzen. Abends um 7 Uhr ist alles so weit vorbereitet, dass ein bestellter Telefonanruf eines Beamten der schweizerischen Gesandtschaft an Prof. Bömer – das Auswärtige Amt ist an der ganzen Ausweisungsaffäre unbeteiligt – genügt, um mir eine Frist zu erwirken «so lange als für den Umzug nötig».

Aber schon am folgenden Tage kommt ein Rückschlag. Ein Sendbote des Polizeipräsidiums erscheint in meiner Wohnung, überreicht den schriftlichen Befehl, innerhalb 24 Stunden die Grenze zu überschreiten, unter der üblichen Androhung von Gefängnis oder Geldstrafe, sowie der «Abschiebung aus dem Reichsgebiet durch Anwendung unmittelbaren Zwanges». Man beruft sich dabei auf einen Paragraphen der Ausländer-Polizeiverordnung, wonach ein Aufenthaltsverbot gegen solche zu erlassen ist, «deren Verhalten geeignet ist, wichtige Belange des Reichs oder der Volksgemeinschaft zu gefährden». Es bleibt mir nichts anderes übrig, als ein schriftliches Gesuch um Fristverlängerung um eine Woche an das Polizeipräsidium zu richten, mit der Begründung, dass ich meine hiesigen Verpflichtungen zu erfüllen und eine grosse Wohnung aufzulösen wünsche. Zwei Tage später – inzwischen führe ich in Berlin eine mehr oder weniger illegale Existenz – trifft die Bewilligung ein, für sechs statt der beantragten sieben Tage.

Inzwischen haben die Zeitungen meinen Fall publik gemacht, und zwar mit dem amtlich vorgeschriebenen Text:

> «Der Berliner Korrespondent der Neuen Zürcher Zeitung, Dr. Reto Caratsch, wurde aus Deutschland ausgewiesen wegen des Versuchs, durch Verbreitung von Lügen die Beziehungen zwischen Deutschland und Russland zu vergiften. Die Ausweisung erfolgte im Interesse der Schweiz selbst, deren Presse durch eine derartige Lügenhetze, wenn sie weiter geduldet würde, die Existenz des eigenen Landes gefährdet.»

Der «Völkische Beobachter», der die Meldung in Fettdruck auf der ersten Seite bringt, wählt einen Titel, der mich als «Hetzjournalisten» herausstellt, und die Mehrzahl der Berliner Blätter tun desgleichen. Dass der Scherl-Verlag sich um eine besonders gute Fleissnote bewirbt, versteht sich von selbst. So figuriere ich denn in der Schlagzeile der «Nachtausgabe» als «*übler* Hetzjournalist». Genau so gut hätte man die Behauptung aufstellen können, ich hätte mit vorgehaltenem Revolver den Koch irgend eines Ministeriums gezwungen, Gift in die Suppe zu schütten; oder ich sei in der Nacht auf die Siegessäule geklettert und hätte das Gold vom Fusse der Victoria abgeschabt, um es als Devisenschmuggler ins Ausland zu verschleppen. Was würde das den Scherlblättern erst für herrliche Schlagzeilen liefern.

Übrigens ist ein Besserer als ich und einer, von dem die Nazis noch sicherer erwarten können, dass er auf Injurien nicht mehr antwortet,

als Mörder verschrien worden. Goethe, so hiess es in einer jahrelang fortgesetzten Kampagne, habe im Auftrage der Freimaurerei Schiller heimlich um die Ecke gebracht. Diese durch Wochenblätter und Versammlungen geschürte, auch in der Hitlerjugend begierig aufgenommene Agitation ging schon zu Handgreiflichkeiten über. Die Spaziergänger im Weimarerpark fanden eines Morgens den «Schlangenstein», mit dem Erinnerungen an den grossen Künstler und Menschen verknüpft sind, zertrümmert. Dem Goethe-Denkmal im Berliner Tiergarten wurde in der Nacht die Nase abgeschlagen. Erst als man weiter oben sah, was für einen traurigen Eindruck alles im Ausland machte, griff man durch und verfügte die Rehabilitierung des Dichters.

*

Die Neue Zürcher Zeitung berichtet in dem Morgenblatt vom 3. Juli in einem sordinierten Ton, der aber, wenn man gut hinhorcht, doch die Solidarität des Blattes mit mir zu erkennen gibt, über meine Ausweisung. Der wirkliche Ursprung der Massnahme wird erblickt im «grundsätzlichen Unterschied der Auffassungen, die im Presseregime des totalitären Staates und in der schweizerischen Presse über die Tätigkeit der Auslandskorrespondenten bestehen». Für jeden intelligenten Leser, der es versteht, zwischen den Zeilen zu lesen, mag das genügen.

*

Mit Todesverachtung stürze ich mich auf die Abwicklung der Formalitäten. Zwei Gänge zum Finanzamt mit langwieriger Nachrechnung der Steuerangelegenheiten. Besuch auf dem Rathaus Charlottenburg, um eine zweite «Unbedenklichkeitsbescheinigung» zu erlangen. Abrechnung mit der öffentlichen Krankenkasse über die Beiträge für mein Dienstmädchen. Beschaffung einer Zulassungskarte, um das Recht zum Kauf eines Eisenbahnbillets zu erwerben. Vorverhandlungen mit dem Arbeitsamt über die Frage, ob ich unser deutsches Mädchen in die Schweiz mitnehmen kann. Diskussionen mit dem Hausbesitzer, der meine prekäre Lage schamlos auszunützen sucht. Verscheuchung der Kauflustigen, die, durch die Zeitungsberichte über meine Ausweisung angelockt, wie die Wespen um den Honigtopf kreisen und mich überreden wollen, meinen Hausrat zu verschleudern. Nachdem die Periode der «Arisierungen», dieser Hexentanz der Habsucht und Raffgier, abgeschlossen ist, wendet sich jetzt das Interesse anderweitigen Verfolgten zu.

Am Donnerstag ist alles so weit, dass ich den Weg zur Devisenstelle einschlagen kann, die weit im Berliner Osten, an der Neuen Königstrasse, vier grosse Häuser mit einem gigantischen Betrieb erfüllt. Die Devisengesetzgebung gehört zu den grossen Umwälzungen der Jetztzeit. Hunderte von Millionen Menschen sind direkt oder indirekt von ihr betroffen. Sie hat mehr Opfer zermalmt als alle Eisenbahnkatastrophen der letzten hundert Jahre. Wie eine fressende Säure arbeitet sie mit an der Umwandlung des wirtschaftlichen und politischen Gesichts der Welt. Ohne sie wäre der schwindelerregende Aufstieg der nationalsozialistischen Machtposition seit 1933 nicht denkbar gewesen. Als Beispiel für die unbeschreibliche Anpassungsfähigkeit der Species Mensch wird sie ihren besondern Platz in der Geschichte der Zivilisation einnehmen. Alle anderen Lebewesen gehen zu Grunde, wenn man sie längere Zeit Bedingungen aussetzt, die ihren Gewohnheiten und natürlichen Bedürfnissen entgegengesetzt sind. Der Mensch, der freizügig, kosmopolitisch, reiselustig, im Zeichen der Weltwirtschaft und des Weltverkehrs die Schwelle des 20. Jahrhunderts überschritten hat, lässt sich willig durch das zwängende Räderwerk des neuen Wirtschafts- und Geldsystems treiben.

Was mich betrifft, so trete ich ziemlich sorglos in das Haus ein, um das es sich hier handelt. Mein Fall liegt ja nur ganz am Rande. Ich will nichts als meine Fahrhabe zurücknehmen, die ich zum grössten Teil schon aus der Schweiz mitgebracht hatte. Vorsichtshalber nehme ich in dreifacher Ausfertigung eine lange Liste mit, in der alles bis zur letzten Schuhleiste aufgezählt ist (nur die Bücher sind mit einer Gesamtzahl angegeben). Und dazu verfüge ich über eine, wenn auch nur mündliche, Empfehlung des Promi. Aber mein Optimismus erhält einen Knacks,

nachdem der zuständige Beamte (das Parteiabzeichen aus Email im Knopfloch und daneben das Abzeichen der SS) mir mit säuerlicher Höflichkeit seine Erläuterungen gegeben hat. Nein, meine Listen kann er nicht annehmen, sie müssen alle noch einmal doppelt auf besondere Formulare (er überreicht mir davon einen dicken Stoss) geschrieben werden, alles bis zum letzten Taschentuch eingeteilt in besondere Kategorien: für den Möbelwagen, den Reisekoffer und das Handgepäck. Dann die Bibliothek! Besondere Verzeichnisse mit Titeln und Verfassern eines jeden meiner mehr als tausend Bücher müssen her. Schliesslich erhalte ich noch ein stattliches Bündel von Fragebogen in die Hand gedrückt, um über mein Tun und Lassen seit dem 5. Oktober 1931 (warum gerade dieses Datum?) Auskunft zu geben.

Während ich mich, leicht betäubt, zurückziehe, entdeckt er den Trauring an meinem Finger. Halt, für den Ring muss auch eine Bewilligung eingeholt werden. Er macht mich darauf aufmerksam, dass dieses Stück mir sonst vor dem Verlassen des Reichsgebiets vom Finger gestreift werden müsste.

Am Nachmittag führe ich einen langen Kampf mit den Schreibbüros, um eine Daktylographin zu bekommen. Ich werde ausgelacht: Ob ich denn nicht wisse, dass die Mädels alle in den Munitionsfabriken seien? Am folgenden Morgen appelliere ich an Giese. Er führt uferlose Telefongespräche mit der Devisenstelle, macht geltend, «dass wir den Mann doch schleunigst los sein wollen» und «er solle nicht im Ausland erzählen, dass wir ihn schlecht behandeln» (und dabei blinzelt er mir zu, der gute olle Amtsrat, der ein schlauerer Diplomat ist als manche, die mit Federhut und Degen herumlaufen). Schliesslich bittet er mich draussen im Korridor Platz zu nehmen. Ich merke, wo der Has' im Pfeffer steckt, und dass jetzt die Diskussion mit der Gestapo losgeht. Anderthalb Stunden muss ich warten. Endlich hat der wackere Giese alles durchgepaukt. Bei meinem nächsten Besuch auf der Devisenstelle geht es plötzlich glatt. Fünfzig Prozent der Formalitäten werden mir erlassen, und auch der Trauring wird glücklich bewilligt.

Am Samstag verabschiede ich mich auf der Gesandtschaft. Frölicher empfängt mich in dumpfer Stimmung, reitet genau wie letzten Dienstag, auf seiner Forderung herum, die Schweiz müsse eine prodeutsche Politik betreiben, weigert sich aber, sei es aus Unaufrichtigkeit oder weil er nur ganz verschwommene Vorstellungen im Kopf hat, zu definieren, wie eine solche Politik praktisch aussehen soll. Dafür macht er Miene, mir, der ich gerade mit Schwierigkeiten zu kämpfen habe, Vorwürfe zu machen und den Eselstritt zu versetzen. Er weist auf den Schlusssatz des deutschen Communiqués über meine Ausweisung hin, deutet an, dass ich schuld wäre, wenn es zu einer Besetzung der Schweiz käme. Jetzt wäre eigentlich der Moment da, mit der Faust auf den Tisch zu hauen, dass das Tintenfass und alle übrigen Gegenstände tanzen. Aber die 7½ Berliner Jahre sind für mich eine Schule der Selbstbeherrschung gewesen. Ich wende mich zum Gehen. Es reut mich, dass ich die überflüssige Höflichkeit aufgebracht habe, diesem Mann mit schlechten Manieren, den ich stark im Verdacht habe, dass er in den zwei Jahren seiner Berliner Gesandtentätigkeit unaufhörlich gegen mich gearbeitet hat, einen Abschiedsbesuch zu machen. Nicht im Traum fällt es ihm ein, mich zu fragen, ob ich irgendwie seiner Hilfe bedürfe. Er wünscht mir nicht einmal gute Reise, bestellt auch keine Grüsse an meine Frau, obwohl er in seinen Legationsratszeiten in unserem Hause verkehrt hat.

Ich gehe von Büro zu Büro. Dem Attaché Soldati, einem Neuling, der, soviel ich sehe, das Zeug zu einem guten Diplomaten hat und immer etwas Drolliges zu sagen weiss, gelingt es, mich aufzuheitern. Er hat sich gerade in einen fabelhaft sitzenden Cutaway geworfen, um zu irgend einem Empfang zu laufen, und er opfert ein paar seiner kostbaren Sekunden, um mir zuzurufen: «Sie werden unser Nationalheld sein. Man wird Sie über die Strassen tragen.» Und dann, während er rasch die Seidenkravatte zurechtzupft: «Wissen Sie, was mir der Gesandte Braun von Stumm gestern auf dem Auswärtigen Amt gesagt hat? Caratsch, na ja, er hat ja auf das falsche Pferd gesetzt, aber alles, was von

ihm kam, hatte Format.» – «Schön», antworte ich und halte den enteilenden Elegant noch für einen Moment an seinen langen Schwalbenschwänzen fest, «eigentlich sollte man keine Einwendungen erheben, wenn man ein gut gemeintes Kompliment bekommt. Aber was halten Sie von diesem Ausdruck «auf ein Pferd setzen»? Journalismus und Politik als Rösslispiel und Spekulation. Finden Sie nicht, dass das ein etwas kompromittierendes Schlaglicht auf die deutsche Mentalität wirft?»

*

Der Königsplatz zwischen dem Reichstagsgebäude, der Krolloper und der Schweizerischen Gesandtschaft hat sich in eine Wüste verwandelt, weil die Umleitung der Spree und die Errichtung des «deutschen Forums» stecken geblieben sind. Durch das heraustretende Grundwasser ist mitten auf dem Platz ein Teich entstanden, auf dem sich riesige Mückenschwärme tummeln. Nach dem Krieg soll auf der Nordseite des Platzes ein Kolossalpalast mit einer 500 m breiten Fassade und, um die Proportion zu wahren, mit einer Höhe von 200 bis 300 m entstehen, ein Turm zu Babel, annähernd dreimal so hoch als die Türme der deutschen Dome. Ich mache meinen letzten Gang zur Wilhelmstrasse, um mich von Herrn v. Zeileissen, einem gebürtigen Österreicher, der das «Referat Schweiz» im Auswärtigen Amt unter sich hat, in privater Eigenschaft zu verabschieden. Ich habe ihn immer als einen vollkommenen Gentleman eingeschätzt. In den fast zwei Jahren, seit er auf seinem jetzigen Posten steht, ist nicht der leiseste Schatten einer Disharmonie zwischen uns getreten. Auch heute ist er der gleiche. Mit einer Delikatesse, die fast etwas Rührendes hat, vermeidet er das Wort Ausweisung und spricht nur von meiner «bevorstehenden Reise». Er erinnert sich noch an jede Einzelheit, die ich ihm vor ein paar Wochen über meine Ferienpläne erzählt hatte; eingehend erkundigt er sich nach meiner Familie; er begleitet mich bis über den Korridor hinaus. Im stillen ziehe ich einen Vergleich mit meiner Behandlung durch Frölicher – und denke mir meinen Teil.

Am Sonntag kommt eine Reihe von deutschen Bekannten zu mir. Einige bieten ihre Hilfe an, so eine Freundin meiner Frau, Frau Hansen, obwohl sie von verschiedenen Seiten telefonisch gewarnt wurde, den Verkehr mit meinem Hause fortzusetzen. Sie verschiebt sogar eine dringende Reise nach Königsberg, um mich am Montag bei der Packerei zu unterstützen. Eingaben an das Arbeitsamt sind zu erledigen, Briefe zu schreiben, Schränke, Schubladen, der Dachboden, alle Nebengelasse zu leeren. Das alles dauert bis zum frühen Montagmorgen.

*

Um 7 Uhr sind die Packer da. Ihr erster Ruf geht nach Bier. Sie ziehen Zigaretten hervor und beginnen zu rauchen. Sie munkeln von einem «Muss-Umzug» (sie haben die Zeitungen gelesen), werfen begehrliche Blicke und machen Anspielungen auf Gegenstände, die sich als Geschenke eignen würden. Man wartet auf den Zollbeamten, der üblicherweise bei Umzügen ins Ausland die Kontrolle ausübt. Etwas später erscheinen zwei Funktionäre, deren Gebaren nichts Gutes verheisst. Sie dringen in mein Arbeitszimmer und erklären kategorisch: «Die Bücher bleiben hier, nachher wird die Reichsschrifttumskammer darüber entscheiden.» Ich spüre, dass irgendwo, an verborgener Stelle, ein Teufel in den Speichen des Rades steckt. Gottlob ist mein Telefonapparat noch in Betrieb; Amtsrat Giese haut mich noch einmal aus den Schwierigkeiten heraus.

Was jetzt folgt, nimmt den Charakter einer Hausdurchsuchung an, die mehr als 10 Stunden dauert. Kein Zweifel mehr, ich habe zwei Detektive auf Besuch. Sie durchwühlen alles, durchblättern meine Briefordner und Dossiers, unser Gästebuch, das Bündel Briefe, die meine Frau von ihrer Mutter erhalten hat, die Photoalben. Einer meiner Inquisitoren schnüffelt lange im Kinderzimmer herum. Alle Spielzeuge werden schärfstens inspiziert, die Puppenstube und der Stall durchmustert, alle Bilderbücher aufgeblättert. Anscheinend haben die beiden Reptilien den Auftrag, um jeden Preis etwas Belastendes herauszufinden. Da es nicht gelingen will, wird die Stimmung gereizt. In einem lauernden

Ton, der mir gar nicht gefällt, werden mein Hausmädchen Annelies und ich ausgefragt, wo wir die nächste Nacht zubringen werden, da die Betten zu Hause schon auseinander genommen sind. Ein Detektiv, der bösartigere von beiden, stellt sich im Hinterkorridor Frau Hansen in den Weg und unterzieht sie, die vornehme mütterliche Frau, deren Gatte seit 10 Monaten für Deutschland im Felde steht, einem barschen Verhör, als wenn sie bei einem Delikt ertappt worden wäre. Höhnisch wird Annelies darüber belehrt, dass es mit ihren Hoffnungen, in die Schweiz mitzukommen, aus ist. Bei jedem Gang von Zimmer zu Zimmer schleicht man uns mit leisen Wolfstritten nach. Wenn ich meinen Telefonapparat benütze, öffnet sich ein Türspalt, und ein Blick von Grünspan dringt durch die Öffnung.

Es ist widerwärtig, es ist ekelhaft. In allen Ländern, wo ich zu tun hatte, wurde ich bisher wie ein Herr behandelt. Jetzt umkreist man mich wie einen Schwerverbrecher, dem man das Netz über dem Kopf zusammenziehen will. Als Angehöriger einer freien Nation empfindet man eine solche Verletzung des Hausrechtes schlimmer als einen körperlichen Überfall, gegen den man sich wenigstens zur Wehr setzen kann. Hier in dieser Wohnung sind unsere Kleinen zur Welt gekommen. Hier haben sie ihre ersten Schritte gemacht, sind ihre ersten Jubelrufe an die Welt erklungen. Sie, die mir die Kinder geschenkt, hat diese Räume mit wärmendem Licht und Behaglichkeit erfüllt. Jetzt hänge ich nicht mehr daran. Ich sehne mich nach dem Augenblick, wo ich zum Bahnhof fahre. Es wird mir eng im weiten Land.

Abends treten die Detektive, verdrossen über die Ergebnislosigkeit ihrer Bemühungen, den Rückzug an. Sie stellen sich nebeneinander auf, schlagen die Hacken zusammen, heben den Arm und rufen donnernd: «Heil Hitler!»

Ich habe keine Lust, im Hotel zu schlafen, denn ich schätze es nicht, mitten in der Nacht herausgeklopft zu werden. Eine befreundete Familie bietet mir ein Asyl. Annelies will zurückbleiben und die Wohnung bewachen. Während ich fortgehe höre ich ein unterdrücktes Schluchzen; sie fürchtet gewiss, dass diese Nacht noch etwas Unheimliches passiert. Nein, es geht nicht, ich darf dieses frische, gutherzige Naturkind nicht einem Nervenzusammenbruch aussetzen. Ich bringe es zur U-Bahn und gebe ihm die Adresse eines Hospizes an. Ich selbst fahre in entgegengesetzter Richtung; übermüdet wie ich bin, nehme ich aber am Zielbahnhof den falschen Ausgang, verirre mich, einen schweren Handkoffer schleppend, in wildfremden, menschenleeren Strassen. Es dunkelt, und ein Gewitter bricht los. Ich setze mich auf meinen Koffer und schliesse die Augen. Um mich herum gerät alles in rotierende Bewegung. Wie auf einem rasenden Karussel zieht ein Chaos von Kisten, Makulaturhaufen, zerstreutem Geschirr, herabstürzenden Bücher vorüber. Gelbliches Gewürm kriecht hervor, Kröten humpeln über die Kisten und quetschen sich zwischen die Öffnungen ein, Skorpione rascheln über die Teppiche.

Der Regen dringt durch meinen dünnen Sommeranzug, durchnässt mich bis auf die Haut. Ich reisse mich zusammen. Eine Lungenentzündung wäre in meiner jetzigen Situation gerade das, was mir noch fehlte! Ich taste mich zu meinem Asyl durch. Freundliche Räume, vertraute, teilnahmsvolle Gesichter umgeben mich. Eine starke Dosis Aspirin treibt das Fieber wieder herunter.

*

Am Morgen entdecke ich, dass Annelies am Vorabend wieder in die Wohnung zurückgekehrt war. Sie hat sich entsetzlich gefürchtet, aber in ihrer grenzenlosen Treue und Anhänglichkeit zur Familie fühlte sie sich verpflichtet, die Nacht hindurch über unser Hab und Gut zu wachen. Am Mittag, nachdem alles polternd die Treppe hinunter und in den Möbelwagen verschwunden ist (auch die Detektive waren wieder da und jagten durch die Zimmer) lade ich Annelies ins Restaurant zum Essen ein. Es ist kümmerlich, was man uns vorsetzt, aber für sie ist es ein kleines Fest, das ihre gute Laune zurückkehren lässt.

Letzte Komplikationen: Der Koffertransport zum Bahnhof. Von den Eiltransportfirmen regnet es Körbe, sie haben kein Benzin und keine Leute. Ich muss die Strassen durchstreifen, bis

ich ein Autotaxi aufstöbere, dann gibt es eine Kreuz- und Querfahrt durch die Stadt, bis endlich ein zweiter Wagen gefunden ist. Der Chauffeur beginnt auf die Zustände zu schimpfen; durch mein Schweigen unsicher gemacht, lenkt er wieder ab: «Na, hoffen wir, dass der Krieg bald zu Ende ist.» Gegen Abend ist schliesslich alles geregelt. Ich trete in ein Coiffeurgeschäft und wundere mich, dass der Geselle, der mich rasiert, gebrochen deutsch spricht. Wo er eigentlich her sei? Er murmelt: «Protektorat». Ob er von sich aus nach Berlin gekommen? Er neigt sich zu meinem Ohr, flüstert: «Muss wohl.» Und dieses resignierte «Muss wohl» geht mir nach, während ich über die Saarlandstrasse wegschreite. Es ist glühend heisser, schwüler Juli-Nachmittag, der den Asphalt zum Schmelzen bringt. Mit steinernen Gesichtern gehen die Leute ihres Wegs, genau so freudlos, wie kürzlich an dem Tage, als der Waffenstillstand mit Frankreich verkündet wurde. Es kommt mir vor, wie wenn ein dünner Staub vom Himmel rieselt. Er überzieht alles mit einer zähen Kruste, die Menschen schrumpfen zusammen, insektenartig kriechen sie dahin, blosse Nummern in einem ungeheuren Termitenstaat, bedeutungsvoll nur um des Körnchens willen, das sie von einer Stelle zur andern schleppen oder mit ihren Zangenwerkzeugen bearbeiten. Ich denke an die Völkerwanderung, die seit dem letzten Herbst in Gang gekommen ist, an die 400 000 «Umgesiedelten», die einen blossen Anfang bilden, und an die vielen Millionen, die, wenn es so weiter geht, ihr Herdfeuer verlassen müssen.

Ein Freund und langjähriger treuer Mitarbeiter begleitet mich zum Bahnhof zurück, wo eine Stunde vor Abgang des Zuges schon alle Sitzplätze besetzt sind. Im letzten Moment kommt Annelies gelaufen, die eine halbe Stunde U-Bahn und ebensoviel zu Fuss gemacht hat, um einen Blumenstrauss für meine Frau und die Kinder zu überbringen. Während der Zug losfährt, läuft sie noch ein ganzes Stück mit. Sie wird wohl bald in einer Munitionsfabrik stehen und Granathülsen drehen. Und das ist die Erklärung dafür, dass ich mit feuchten Augen von Berlin scheide.

Die lange Fahrt verbringe ich in einem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen. Man hat mir ein Visum verweigert und auch keinen Geleitschein für den Grenzübergang ausstellen wollen. Als einzige «Legitimation» bringe ich die Ausweisungsverfügung der Polizei mit. Bedrängt durch die knappe Frist, die Schikanen der letzten Tage, habe ich zuletzt kaum noch gegessen und geschlafen. Ich bin abgemagert, und an den Schläfen habe ich die ersten grauen Haare bekommen. Trotz alledem möchte ich die Berlinperiode 1933–1940, in der ich ungeheuer viel gelernt habe, nicht ungeschehen machen. Als Schweizer, der erfasst hat, um was es für ein Land geht, würde ich, in den Februar 1933 zurückversetzt, noch einmal die gleiche Richtung einschlagen, noch einmal «auf das falsche Pferd setzen», wie die armselige Redensart lautet. In meinem Ohr braust die wundervolle Strophe von Victor Hugo:

«Devant les trahisons et les têtes courbées
Je croiserai les bras, indigné, mais serein.
Sombre fidélité pour les choses tombées,
Sois ma force et ma joie et mon pilier d'airain.»

Zwanzig Jahre hat der Dichter der «Châtiments» mit heissem Herzen im Exil ausgeharrt, niemals verzagend, bis Paris den grossen alten Mann zurückrief und Bürger und Arbeiter ihn im Jubelsturm zu seinem Hause geleiteten.

*

Passkontrolle in Lindau. Man hat in Berlin vergessen, die Grenzstellen zu avisieren. Dem diensttuenden Beamten, einem jungen Menschen mit freundlichem Gesicht, dem ich den Pass und das Berliner Polizeidekret überreiche, ist die Sache irgendwie unfassbar. «Sie sind ausgewiesen worden? Warum denn nur?» – «Weil ich als Journalist nicht so geschrieben habe, wie man es wünschte.» – «Für welche Zeitung?» – Ich sage es ihm. Er insistiert nicht weiter.

Die Gepäckkontrolle in Bregenz macht keine Schwierigkeiten. Ich habe es mit Menschen, mit verständigen Beamten zu tun und nicht mit Quälgeistern wie in Berlin. Man verzichtet auf eine Leibesvisitation. Nicht einmal meine Brieftasche wird durchsucht.

Über die Grenzbrücke auf Schweizerboden hinüber. Tief atme ich auf. So saftig grün, scheint es mir, habe ich die Felder noch nie gesehen, wie an diesem vom Sonnenglanz verklärten Nachmittag des 10. Juli. Wenn ich jetzt einen der unsern träfe, der den Kopf hängen liesse, von «Anpassung» und von der Beherzigung ausländischer Vorbilder spräche, ich würde ihn an den Schultern packen und ihm zurufen: Hast Du es, beim Eid, noch nicht begriffen, wie kostbar, wie einzig das alles ist was wir besitzen? Muss eine Hungersnot kommen, damit Du wieder nach Brot schreist, dem täglichen Brot der Freiheit, das Dir jetzt langweilig vorkommt? Jetzt, wo Du Deine Kinder erziehen darfst, wie Du es für gut und recht hältst. Wo wir über Schulen verfügen, in denen der Geist Pestalozzis waltet. Wo Du Deinen Feierabend für Dich hast. Wo Du im Gesetzbuch nachblättern kannst, was erlaubt ist und was verboten. Wo Du, wenn es morgens um 6 Uhr an Deiner Wohnungstür klingelt, weisst, es ist nur der Milchmann. Wo Du Deiner Zeitung schreiben kannst, die Regierung sei auf dem Holzweg mit der und der Massnahme, und die Zeitung druckt es ab, wenn ein Funke von Vernunft in Deiner Einsendung steckt und der Redaktor nicht gerade eine Windfahne ist.

Ja, ich weiss es gut genug, die Schweiz steht von aussen her unter Druck, und der Druck wird bald noch schlimmer werden. Aber wenn wir uns verhalten wie Leute mit einem schlechten Gewissen, wenn wir uns vor lauter «Anpassung» genieren, klar und bestimmt uns zur Bundesverfassung zu bekennen, die doch wahrlich nicht von schlechten Eltern stammt, zu dem Fundus von Traditionen und Glaubenssätzen, die darin niedergelegt sind, wenn wir eine Zensur errichten, die aus den Tell-Aufführungen den Rütlischwur herausstreicht, dann schaufeln wir der Schweiz das eigene Grab. Dann gilt es auch für uns: propter vitam vitae perdere causas. Angst ist der schlechteste Berater, der sich im politischen Leben denken lässt. Eine kluge Aussenpolitik, Mässigung bei unsern Kundgebungen im Innern, ja. Aber hüten wir uns, aus Laune, aus Schwäche, aus nervöser Beunruhigung heraus an unsern Institutionen herum zu doktern, die sich, nehmt alles nur in allem, bewährt und die Schweiz seit vielen Jahrzehnten zu einem glücklichen und zufriedenen Land gemacht haben. Was es zu reformieren gibt, das liegt auf der moralischen Ebene: Stärkung des Gemeinschaftsgeistes, Überwindung der Interessenpolitik und der Kuhhändel – und nicht auf dem Gebiete der Institutionen, die wir gerade jetzt hochhalten müssen. Wer unser Volk in der fruchtbaren Erprobung, die ihm bevorsteht, schwankend macht und einredet, dass es ihm besser geht, wenn es sich ein paar Flicke und Wische von ausländischen Kostümen abborgt, der versündigt sich ganz einfach am Vaterland. Wenn es auf mich ankäme, so würde über dem weissen Kreuz im roten Feld mit kräftigen Buchstaben die Devise angebracht: «Indietro non si passa!»

*

Zürich, Hauptbahnhof, das Ziel der Fahrt. Drei Augenpaare, die mir entgegenstrahlen. Meine Stauffacherin, die die Geschicke der langen Berlinerzeit redlich mit mir geteilt hat. Claudio, mein Quecksilberchen, eine Schweizerfahne schwingend. Renata mit einem Begrüssungsplakat, das sie mit Liebe in den buntesten Tönen, die ihr Farbkasten hergibt, ausgeführt hat. – Auch die Zeitung hat mich nicht ganz vergessen. Ein Redaktionsmitglied, das mir in meiner Auslandszeit eine zuverlässige Stütze war, ist an den Bahnhof gekommen, um mir die Hand zu drücken. – Und jetzt lasst mich einmal ausschlafen. Ihr ahnt ja gar nicht, wie herrlich es sich schlafen lässt in Zürich.

*

Und damit ist die Chronik meiner Trennung von Deutschland eigentlich abgeschlossen. Um vollständig zu sein, notiere ich nur noch – die Tiraden der Berlinerblätter gegen den «Üblen Hetzjournalisten» habe ich ja schon registriert – was das «Fögl ladin», das Organ der Engadiner und Münstertaler Romanen, zu meiner Ausweisung bemerkt. In deutscher Übersetzung heisst es:

«Unser hochgeachteter Mitbürger, Herr Dr. Reto Caratsch, der schon seit längerer Zeit der Neuen Zürcher Zeitung als Hauptkorrespondent in Berlin diente und sich auch

bei dieser dornenvollen Aufgabe gewiss bei der ganzen grossen Lesergemeinde der NZZ, dank seiner interessanten und mutigen Berichte von einem ungewöhnlich exponierten Posten aus einen Namen zu machen wusste, ist vom Dritten Reich ausgewiesen worden. Über den direkten Anstoss zu diesem Manöver (mossa) wissen wir nichts Näheres. Wir können uns aber denken, dass unser Mitbürger die ganze Zeit hindurch auf einer Art Vulkan gesessen ist. Im Vaterland entbieten wir ihm auch aus dem Engadin ein herzliches Willkommen!»

Ich höre das Zirpen der Grillen auf den von der Mittagssonne übergossenen Wiesen am Inn, den Klang der Glocken von unsern Kirchtürmen, ich spüre den Duft des Heus und des Harzes, der aus Arvenzapfen quillt. Es ist die Stimme der Heimat, und sie ruft Willkommen! Ich bin froh und erleichtert wie seit vielen Jahren nicht mehr. Ich mache mir keine Sorgen um das Stück Brot, das ich nötig habe. Mein Land wird, an irgend einer Stelle, meine Dienste auch jetzt noch brauchen können, wie auch ich es nicht fallen lasse, solange die Schweiz die Schweiz bleibt.